

Nebraer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Preis
Mittwoch und Sonnabend.
Abonnementspreis
vierteljährlich 1,05 Mt., pränumerando durch
die Post oder andere Weisen 1,20 Mt., durch
die Briefträger frei ins Haus 1,45 Mt.

Anzeigenpreis
für die 1. Spalte Kreuz-Perle oben oben
Raum 10 Pf. Reklamen pro Zeile 15 Pf.
Veranst.
werden am Dienstag und Freitag 10 Uhr
angewiesen.

Gratisbeilagen:

Wöchentlich ein illustriertes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirtschaftliche Beilage.

Amtesliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. V.

Nr. 70.

Nebra, Sonnabend, 1. September 1900.

13. Jahrgang.

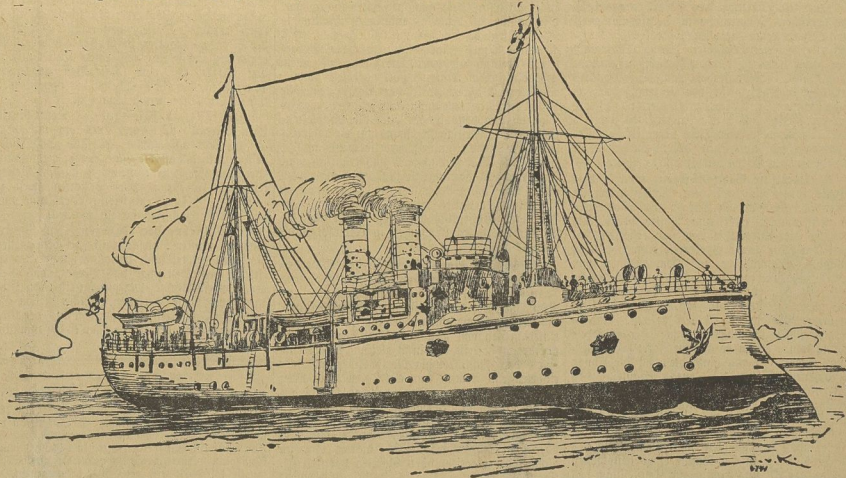
Die Einnahme von Peking.

Auf Grund der letzten amtlichen und privaten Berichte läßt sich folgende zusammenfassende Darstellung von den letzten Marschtagen des Expeditionskorps und dem Angriff auf Peking entwerfen:

Am 11. August früh morgens trafen die Verbände von Hohsiu in Natou ein. Dort kam die Meldung, daß chinesische Truppen in nordwestlicher Richtung marschierten und fast den Kiangschui, einen Nebenfluß des Peiho auf dessen rechtem Ufer, erreicht hätten. Sofort gina japanische Kavallerie mit reitender Artillerie vor, holte den Feind ein und jagte ihn von dort zu dort. Widerstand wurde nicht geleistet; überhaupt schienen die Chinesen durch den schnellen Vormarsch der Verbände gänzlich überhäuft und entmutigt zu sein. Trotz der großen Hitze und der Erschöpfung der Truppen wurde beschloffen, diesen Vorteil auszunutzen, und so wurde in der Nacht vom 11. zum 12. August, statt in Tschangschuan zu bivouacieren, der Marsch auf Tungschiu fortgesetzt. Schon am Abend des 11. waren japanische Bataillone bis vor die Thore der Stadt vorgezogen. Am Sonntag, dem 12. August, wurde Tungschiu ohne Widerstand besetzt und die Vorposten bis 8 Kilometer vor die Mauern Pekings vorgeschoben. Inzwischen wurden in Tungschiu die britischen Schiffgeschütze, die auf Booten mitgeführt worden waren, ausgeladen, und die Befehlshaber besetzten, am 15. August Peking anzureisen, nachdem am 14. das Gros — etwa 15 000 Mann — auf der Höhe der Vorpostenlinie aufmarschiert war. Vom Feinde war nichts zu bemerken. Am 13. August fiel heftiger Regen. In der Nacht wurde aus der Stadt starkes Schießen vernommen, und nun ging das Expeditionskorps sofort von Osten zum Angriff vor, Nuffen und Japaner nördlich des Tatumgokanal, Engländer und Amerikaner südlich des Kanals. Die Japaner fischen an den beiden Ostthoren der Tatarenkastell (Tsching- und Tschingchih) auf heftigen Widerstand, die Nuffen den Canal über das Thor beschießen und konnten erst am Morgen des 15. in die Stadt eindringen. Die Nuffen hatten bereits am 13. mittags begonnen, das Tatumgokanal, das Nordthor der Chinesenstadt, durch das der Tatumgokanal in die Stadt fließt, zu beschießen, hatten am 14. früh 2 Uhr die Mauer erlitten, konnten aber nicht weiter vorbringen, da sie auf dem Wallen befestigt am Obergewölbe auf dem Schwall, starken Widerstand zu überwinden hatten. Jedoch war die russische Flanke die erste, die von den Mauern wechte. Mittlerweile waren die Briten, die in einem Einsatz von Tzungschiu aufmarschiert waren, ohne auf Widerstand zu stoßen, durch das östliche Ostthor der Chinesenstadt (Tschingchih) eingedrungen und trafen am 14. d. um 3 Uhr morgens vor dem Ostthor der Tatarenkastell ein. Die Mauer an diesem Thor hatten die Belgier (vermutlich die Deutschen) besetzt und von hier aus wurde die britische Fußsöldnertruppe alsbald besetzt und eingelassen. Um 5 Uhr morgens trafen dort auch die Amerikaner ein, die, wie es scheint, durch das Ostthor der Chinesenstadt (Ostthor) einmarschiert waren. Am 14. abends besetzten dann die Amerikaner das südliche Mittel- und Hauptthor der Tatarenkastell, das Tschingthor. Inzwischen waren auch Nuffen und Japaner in Peking eingedrungen, säuberten die Straßen und gingen am 15. August, die Japaner von Norden, die Amerikaner von Süden, zum Angriff auf die festerliche Stadt vor. Nach starken Verlusten drangen die Verbände in die festerliche Stadt ein und schickten sich an, die verbotene oder verurteilte Stadt, in der die Paläste des Kaisers liegen, zu säubern, am Nachmittag jedoch beschloß der Kriegsrat der Verbände, die verbotene Stadt, also den festerlichen Palast selbst, zu schonen.

Nach dem letzten Kampfe vor und um Peking liegt noch ein Telegramm des französischen Generals Frey vor, in dem er mitteilt, er habe sich am 16. d. zusammen mit den Nuffen des Tschingchih-Hores begeben, das von einer starken Mannschicht besetzt wurde. Frey

Der „Altis“ (Kapitän Laus) mit den Schusspuren der chinesischen Granaten.



nahm Johann mit Hilfe eines Bataillons Japaner das Schao-Thor nach lang dauerndem Widerstande und entsetzte den Peitang. Der ganze Teil Pekings zwischen der Marmorbrücke, dem festerlichen Palast und dem Peitang war voll von Verhagungen, die zahlreiche Chinesen hartnäckig verteidigten. Frey hatte den ganzen Tag einen sehr anstrengenden Straßenkampf zu bestehen. Der französische Befehlshaber und das Personal der französischen Geländeschiiffe folgten Frey überall. Nach sehr heftigen Kämpfen besetzte die Kolonne den „Kohlenberg“.

gestoßen und Aufstrom ohne Widerstand besetzt habe. Das Geschloß, in dem er sich lagerte, übernahm, ist dieses Aufsehen, und da es für jetzt nicht wichtigerswert sei, weiter nordwärts vorzurücken, kehrten ihre Truppen nach Pretoria zurück.

Oesterreich-Ungarn.
* König Carol von Rumänien ist am Dienstag in Wien eingetroffen, hat dort den Minister des Auswärtigen, Grafen Goluchowski empfangen, und ist dann zum Besuche des Kaisers Franz Joseph nach Fischl gereist.

Deutschland.
* Der für den Herbst geplante Jagd-ausflug des Kaisers nach Schweden ist aufgegeben worden, da in dem Jagdgebiet des Great Thort der Wälschland in diesem Jahre infolge des strengen Winters verhältnismäßig wenig ist.

Frankreich.
* Die Unterführung der Märe wegen des Attentats auf den Schah ist nun abgeschlossen. Das Ergebnis ist die Vermählung Saffans von die Gschorenoren wegen vorbeschriebenen Attentats auf einen regierenden Fürsten konnte auf Todesstrafe erkannt werden, doch wird mit Vermählung eine längere Zuchtsstrafe ertart.

Italien.
* Der Königsmörder Bressi ist am Mittwoch von dem Seignorenenergericht in Mailand nach kurzer Verhandlung zu lebenslänglicher Kerkerhaft verurteilt worden.

Solland.
* Zur Verlobung der Königin von Solland schreibt das Deutsche Wochensblatt, es sei öffentlich bekannt, daß am 31. August, dem Geburtstags der Königin Wilhelmine, die selbst dem Volke ihre Verlobung mitteilen wollte. Das Blatt nennt mit aller Bestimmtheit den Herzog Adolphi Friedrich von Mecklenburg als den Auserwählten der Königin.

Balkanstaaten.
* Remezt wurde, daß der Deutsche Botschafter in Konstantinopel Baron v. Marschall Thon Montag, also noch ehe derselbe nach seiner Abreise von Urlaub in offizieller Audienz empfangen wurde, vom Sultan zum Dienste geladen wurde. Die Einladung wird mit dem Wunsch des Sultans, den Frau der Bagdadbahn zu beschleunigen, anberührt, andererseits auch mit der erneuten Entsendung einer deutschen Besatzung zum Jubiläum des Sultans in Zusammenhang gebracht.

Ungarn.
* Zum bulgarisch-rumänischen Konflikt erklärt die „Agence romaine“ die Nachrichten von Grenzkonflikten zwischen rumänischen und bulgarischen Truppen für falsch. Genesio bezeichnet dieselbe die Meldung von einer Abweisung der rumänischen Flanke in Nuffschui und die Behauptung, daß die rumänische Armee Mobilisierungsbefehl erhalten habe, für unrichtig.

* In Paris geht das Gerücht von dem Aus-

Politische Rundschau.

Der Vorer-Aufstand in China.

* Während von kriegerischen Ereignissen nichts Neues gemeldet wird, haben die Vorkämpfer sich des flüchtigen „Dun-“ Tschang nicht verlassen, bis die Geländeschiffe melben, daß die Unterhandlung mit ihm begonnen worden. Es ist zweifelhaft, ob er Verbindungen mit der Kaiserin hat. Wo sich dieselbe aufhält, weiß gegenwärtig niemand sicher. Prinz Tuan verläßt sich und den Hof zu besetzen und läßt verbreiten, Prinz Tuan, der Anführer der festerlichen Schwärme, sei der eigentliche Anführer der Fremdenbegehr; er habe die Kaiserin und den Hof zu überreden gewiß.

* Die Japaner haben gegenüber der ihnen gehörigen Insel Formosa, in Amoy Truppen gelandet, welche Nachrichten allgemeine Verblüffung hervorruft. Amoy war schon während des letzten Krieges zwischen den beiden östlichen Mächten von Japan beansprucht worden. Damals erhoben Frankreich, England und Deutschland erfolgreiches Widerspruchs.

* Um die Bezahlung der bedeutenden Entschädigungen, die China für den von den Geländen erlittenen Schaden zu leisten hat, zu sichern, beabsichtigt die amerikanische Regierung, den Mächten den Vorschlag zu machen, sich der chinesischen Forderungen zu beknähigen, und deren Bezahlung einer internationalen Kommission anzuvertrauen.

Vom arabischen Kriegsschauplatz.

* Ein größerer Kampf bei Vellaf, östlich von Pretoria, hat mit dem Aufzug der Boeren geendet. Frey's Verluste sind verhältnismäßig gering, da die englische Kavallerie wegen des schlechten Terrains keine Verfolgung unternahm.

* Von anderen Teilen des Kriegsschauplatzes liegen folgende Berichte vor: General Bunle meldet, daß bei Brandwater während eines Erkundungszuges ein Offizier gefangen und ein Pferd erbeutet worden ist. Frey's Verluste sind gering, da die englische Kavallerie wegen des schlechten Terrains keine Verfolgung unternahm.

Deutschland.

* Der für den Herbst geplante Jagd-ausflug des Kaisers nach Schweden ist aufgegeben worden, da in dem Jagdgebiet des Great Thort der Wälschland in diesem Jahre infolge des strengen Winters verhältnismäßig wenig ist.

* Französische Blätter hatten behauptet, daß Deutschland die Entsendung einer belgischen Expedition in habe sich eilern lassen. Dem gegenüber stellt die „Kön. Ztg.“ offiziell folgendes fest: Zunächst hat Deutschland aus eigenem Antriebe überhaupt keine Stellung zu dieser Angelegenheit genommen, sondern erst, als es von der belgischen Regierung um eine Mitteilung seiner Auffassung über diese Expedition gebeten wurde.

* Die Kosten der China-Expedition werden, so schreibt die „Korr.“ bis Anfang Oktober etwa 100 Millionen Mark betragen. Daß diese Ausgaben vom Reichstage bewilligt werden, kann keinem Zweifel unterliegen. Es fragt sich nur, inwieweit die bereiteten Mittel auch fernerhin zur Deckung der Ausgaben ausreichen werden.

* Zur Entdeckung Polens wollen die sächsischen Behörden eine Zimmerei einigabe an den Kaiser schicken. Die bisherigen Verhandlungen in dieser Sache sind daran gescheitert, daß der Militärkanzler einen Kaufpreis von 12 Millionen fordert, während die Stadt nicht über 5 Millionen Mark hinausgeben will.

Die Redaktion dieses Blattes ist in Nebra, a. V., in der Hauptstraße, im Hause No. 10, zu finden. Die Redaktion ist von 10 bis 12 Uhr und von 2 bis 6 Uhr geöffnet. Die Redaktion ist für den Empfang von Briefen und Geldern zu haben. Die Redaktion ist für den Empfang von Briefen und Geldern zu haben. Die Redaktion ist für den Empfang von Briefen und Geldern zu haben.

Die Redaktion dieses Blattes ist in Nebra, a. V., in der Hauptstraße, im Hause No. 10, zu finden. Die Redaktion ist von 10 bis 12 Uhr und von 2 bis 6 Uhr geöffnet. Die Redaktion ist für den Empfang von Briefen und Geldern zu haben. Die Redaktion ist für den Empfang von Briefen und Geldern zu haben. Die Redaktion ist für den Empfang von Briefen und Geldern zu haben.



Sonntagsblatt.

Wöchentlich erscheinende
 illustrierte
 belletristische
 Unterhaltungs-
 Beilage.

Der Sedantag.

Der Böller muß krachen
 Und a Maß danach,
 Und so muß ma s machen
 Am Sedantag.

Brav ham mir uns gschlag'n
 Anno siebig das Jahr.
 U jeda werd s sagn,
 Der brinna war.

Jal selbismal hama
 Wohl manchn voriern,
 Alva da damit sama
 Halt Deitsch wörn.

Und mir alti Soldatn
 Mir beten heit
 Für anfri Kamradn
 In der Ewigkeit.

Und na wolln mir uns feia
 für Deitschland, gewiß,
 Was bei Sedan im feia
 Erhandlt is.

Dram hößt es heit schnalln
 Und a Juchsoa danach,
 S is der schönst vo alln:
 Der Sedantag.

Paul Vogel.



Durch Prüfungen.

Novelle von Heinrich Köhler.

(Nachdend verboten.)

(8. Fortsetzung.)

IX.

Fast anderthalb Jahre waren seit jener Stunde, als Meta sich jenen nicht deutlich ausgesprochenen und doch so tief empfundenen Abschied nahm, der die lange verhaltenen Empfindungen seiner Brust zum Ausbruch brachte, vergangen. Er hatte oft mit tiefer Reue daran gedacht, daß er, von seinem Gefühl übermannt, sich hatte hinreißen lassen, zu all den Schmerzen und Sorgen, die Meta bedrückten, auch noch die seiner eigenen hoffnungslosen Liebe zuzufügen.

So schwer er sie auch anfangs vermiedte, so oft sein Geist sich die Stunden stillen Glücks und zugleich unendlicher Dual

vergegenwärtigte, wo sie an seiner Seite gesessen, so sah er doch ein, daß es gut war, daß diese Trennung eingetreten und dieselbe ihm Zeit ließ, sich zu sammeln, zu fassen und zu — resignieren, um ihr einst ruhig und leidenschaftslos, wie er ihr versprochen, wieder gegenüberzutreten zu können.

Er hatte mit sich selbst in dieser Zeit gekämpft, sich durchzuringen gesucht zur ruhigen, friedlichen Entfaltung, Genüge zu finden gesucht an dem stillen Frieden, den er in der Musik, in seiner Gedankenwelt sich zu bereiten vermochte. Vielleicht war es ihm noch nicht ganz gelungen, sich selbst zu überwinden, aber es war doch ein verhältnismäßiger Friede über ihn gekommen, seitdem die Abwesenheit Meta's ihn seine hoffnungslose Liebe für sie nicht mehr so qualvoll empfinden ließ.

Sie hatte ihm ab und zu Nachricht von sich gegeben, und er war mit Interesse den Erfolgen, die sie auf ihrer künstlerischen Laufbahn gefunden, gefolgt. Auch ihre Mutter hatte er einmal versucht mit dem Beruf Meta's auszuföhnen, indem er ihr den Schritt derselben als eine innere Notwendigkeit hinzustellen suchte, aber die stolze Frau hatte jede Vermittelung nach dieser Richtung abgelehnt und ihn ernstlich ersucht, weder zu ihr von Meta noch Arthur zu sprechen.

Von dem letzteren hatte Ernst nur durch seinen letzten Roman, der vor kurzem als Buch erschienen war, und durch einige in Zeitschriften erschienene Skizzen und Genrebilder gehört — geschrieben hatte er nicht wieder an Ernst.

Es war eines Nachmittags im Monat März. Draußen auf den kleinen Beeten vor dem Fenster von Ernsts Zimmer hatten die Schneeglöckchen abgeblüht, dafür begannen die kleinen blauen Schilla und die vielfarbigen Crocus ihre Blütenköpfchen zu entfalten, und wie ein Frühlingsgruß wehte Veilchenduft von einigen vor dem Fenster stehenden Töpfen. Die Märzsonne hatte seit einigen Tagen hell und warm geschienen, aber heute schaute der Himmel wieder trübe und melancholisch, grau in grau, auf die frühlingsahnende Erde, die dem allmächtigen Erstehungsrufe: Werde! entgegenharrte.

Ernst saß in seinem Zimmer und blätterte in einigen Journalen, die ihm erst heute überbracht worden waren, als plötzlich ein leises Klopfen an seiner Thür ihn in dieser Beschäftigung unterbrach. Auf sein Herein erschien in dem Raume derselben eine hohe weibliche Gestalt im dunklen Gewande, die er in der Dämmerung nicht sogleich erkannte. Aber nun, da sie ganz ins Zimmer trat, wußte er, wer es war; doch in seiner maßlosen Überraschung starrte er dieser wohlbekanntem Gestalt immer noch wie einer Geisteserscheinung entgegen, bis dieselbe ihm schnell, fast leidenschaftlich, beide Hände entgegenstreckte und ihm somit den Beweis lieferte, daß er es mit einem Menschen von Fleisch und Blut zu thun habe.

„Meta — Sie, Sie!“ stammelte er verwirrt.

„Ja, Ernst, ich bin's, und ich komme zu Ihnen, weil ich weiß, daß Sie das einzige treue Herz find, das auf der Welt für mich

schlägt. Lassen Sie mich hier anrücken — o, ich bin müde, so sterbensmüde!“ Damit sank sie auf einen Sessel.

Es kam ein tödlicher Schrecken über Ernst, als er diese Worte hörte, und in ihre Züge, die bald geisterbleich, bald von einer fieberhaften Röte überflogen erschienen, blickte. Er setzte sich neben sie und nahm ihre heißen Hände zwischen die seinen, und sagte mit beschwichtigender Stimme: „Was ist geschehen, Meta? Sie sind nicht wohl — sagen Sie mir —“

„Sie haben recht, Ernst, mir ist nicht wohl — hier und hier —“ sie deutete auf Kopf und Herz — „und müde bin ich,



Auf Bergeshöhen.



und habe doch keine Ruhe zum schlafen. O Ernst, alle meine Hoffnungen sind zerstört, mein Vertrauen auf mich selbst und andere vernichtet — als eine Schiffbrüchige lehre ich zurück aus dem Meere des Lebens, um einen Hafen zu suchen, in dem ich Ruhe — Ruhe — Ruhe finden könne. Aber man will sie mir verweigern, wie der zum ewigen Wandern verurteilten Königsstochter Herodias — meine Mutter

hat mich von ihrer Schwelle gewiesen, nun bin ich zu Ihnen gekommen. Lassen Sie mich nur einen Augenblick ruhen, dann jagen auch Sie mich wieder hinaus in die trostlose öde Welt.“

Sie sagte das alles hastig, abgerissen und leidenschaftlich, wie im Fieber, und ein solches mußte auch in ihren Adbren wüten, ihre Brust hob und senkte sich stürmisch, Ernst suchte sie nur immer zu beruhigen; wie man einem kranken Kinde zuspricht, redete er zu ihr beschwichtigende Worte und strich ihr mit der Hand über das volle Haar.

„D, er hat mich verraten, betrogen, verspottet, hintergangen wie eine Dirne, und ich hatte immer noch an ihn geglaubt, und hätte mein Leben für ihn gelassen, und hatte ihn vergeben und mich mit ihm ausgehöhlet. Er schien mir so reuevoll, so voll Demut, daß es mir ins Herz schnitt und ich ihn wieder an dasselbe zog — und nun — und nun —! Und um seinetwillen habe ich mein Mutterhaus verlassen, und um seinetwillen hat sie mich jetzt von sich gewiesen, und mir ist kein Herz geblieben, an das ich meines Lehen könnte.“ Sie schlang plötzlich leidenschaftlich die Arme um Ernst. „O Ernst, nun habe ich niemand mehr wie Sie — nun will ich nur noch Ihnen leben, bestimmen Sie über mich, mein Leben, mein Herz, meine Liebe, alles was ich habe, es soll Ihnen gehören, denn es will ja kein Mensch sonst davon etwas wissen — sie haben mich ja alle verlassen.“

„Meta, Meta,“ sagte er, „Sie müssen ruhig sein und sich fassen. Sagen Sie mir alles, was Ihnen begegnet ist, damit ich Ihnen raten und auch helfen kann.“

„Raten? Helfen? o Ernst, du bist so gut — wolltest du denn das wirklich? — Aber du kannst es nicht, mir kann niemand helfen, nur ruhen laß mich, ruhen!“

Sie legte ihren Kopf an seine Schulter und es schien, als würde ihr Inneres wirklich ruhiger, ihre Brust arbeitete nicht mehr so heftig; aber Ernst wurde es banke, daß sie immer wieder darauf zurückkam, daß sie sich nach Ruhe sehne — sie war krank, ernstlich krank, das konnte ihm nicht entgehen.

Nur mit Mühe gelang es ihm, in ihre Erzählungen einigen Zusammenhang zu bringen, und er erfuhr dann, daß sie sich mit dem Arthure ausgesöhnt, und wie sie den schänden Verrat mit dem Ringe erfahren habe — wie sie das so außer Fassung gebracht, daß sie Florenz sofort verlassen und erst unterwegs den Entschluß gefaßt habe, hierher zu eilen. Wie sie dann, hier angekommen, gleich zu ihrer Mutter gefahren sei, um deren Verzeihung zu ersuchen, und wie diese sie nicht vorgelassen habe, und sie nun zu ihm gekommen sei, weil sie ein Herz haben müsse, an das sie glauben dürfe, da sie sich so hilflos, so verlassen und vereinsamt fühle.

Ernst erkannte aus Worten und Wesen immer deutlicher, daß Meta ernstlich krank sei, und als sie in plötzlich heftiger Leidenschaftlichkeit aufspringend, durch das Zimmer eilen wollte, da kam die Krankheit auch zum jähen Ausbruch — sie griff plötzlich in die Luft und stürzte besinnungslos zusammen.

Ernst eilte schnell zu den Eltern, um Hilfe herbeizurufen, und diese waren nicht wenig von der Nachricht, daß Meta im Hause und totkrank sei, überrascht und bestürzt. Ernst drang darauf sie so schnell als möglich in ein Bett zu bringen und nach einem Arzt, aber nicht Doktor Kempe, zu schicken; Frau Freimut wollte aus Rücksicht auf ihre Conscience gegen die Aufnahme Meta's im Hause Bedenken erheben, aber ihr Gatte

schlug denselben sofort energisch nieder und zeigte sich von dem Unglücksfalle so schmerzlich ergriffen, wie er es nur bei seinem eigenen Fleisch und Blut hätte sein können.

Der herbeigerufene Arzt konstatierte ein Nervenfieber und zuckte bedenklich die Achseln; bei der Heftigkeit, mit der dasselbe auftrat, könne er für nichts gut sagen. Man benachrichtigte daher Frau Seumer, und als diese an das Bett der von der verderbenbringenden Krankheit geschüttelten Tochter trat, da schmolz die starre Hülle, die der Egoismus seit Jahren um ihr Herz gelegt, da brach sie weinend an dem Krankenlager zusammen und flehte den Himmel an, ihr nur ihr einziges Kind zu erhalten, und sie wolle dem, was dasselbe für sein Glück halte, nimmermehr in den Weg treten.

Es waren einige Tage peinlichster Sorge und steter Aufregung verstrichen, als an einem Abend plötzlich Artur in das Zimmer Ernsts trat. Er sah bleich, verstört, wie um Jahre gealtert aus, und schritt schnell auf Ernst zu, aber dieser trat einige Schritte zurück und streckte dem Eintretenden abwehrend die Hand entgegen.

„So ist es recht — auch du — meinetwegen denn,“ sagte dieser mit trauriger Resignation; „deinem Urteilspruch wollte ich mich unterwerfen, aber du verdammt mich, ehe du mich gehört — sei es denn — du kannst mich nicht schlimmer richten, als ich mich selbst schon gerichtet habe.“

Das müde, gebrochene Wesen des früheren Freundes erweckte ein Gefühl der Teilnahme in Ernsts Brust.

„Ich habe kein Recht, dich zu richten,“ sagte er, „aber das Leid, das du über ein Wesen gebracht, das mir teuer ist vor allen, ist zu groß, als daß ich dir in früherer Freundschaft die Hand entgegenstrecken könnte.“

„Was weißt du davon — hat Meta an dich geschrieben?“

„Meta ist — hier.“

„Was — hier?“

Arthur stand einen Moment wie versteinert. Dann kam plötzlich eine nervöse Lebendigkeit über ihn.

„Wo ist sie? ich muß sie sprechen — laß mich zu ihr — sogleich!“

„Das ist nicht möglich — das ist vorbei.“

„Vorbei, wie soll ich das verstehen?“

„Wie ich es gesagt habe.“

„Mensch, mache mich nicht rasend mit deinen launischen

Antworten — was ist's mit Meta?“

Sie liegt totkrank hier oben im Zimmer und klagt dich

im Fieberparoxysmus als ihren Mörder an.“

Arthur sank nach dieser Nachricht schwer auf den nächsten

Stuhl — er sagte eine ganze Weile nichts.

„Totkrank — und ich ihr Mörder!“ kam es dann leise

über seine Lippen.

Ernst zuckte die Achseln und ging im Zimmer auf und ab, es that ihm weh, als er den Andern so leiden sah, aber er mußte auch kein Wort des Trostes für ihn, denn was geschehen, hatte er heraufbeiworen.

„Ernst,“ fing Arthur nach einer Weile an, „ich sehe es dir an, daß du mit deinem Urtheil über mich fertig bist — daß du mich verdammt, und doch hatte ich bei dir, gerade bei dir, Verständnis und Erbarmen zu finden gehofft. Aber du sollst, du müßt mich hören, du darfst nicht so ganz, so absolut schlecht von mir denken, doch zuvor sage mir alles, was du durch uns von Meta weißt.“

„Darüber läßt sich wenig berichten; sie kam vor einigen Tagen hier an — gebrochen, geistig und körperlich. Sie sagte, sie hätte dir vertraut, an dich geglaubt bis noch vor kurzem, sie hätte sich wieder mit dir ausgesöhnt, dir vergeben — aber du habest sie schände verraten — sie sprach von einem Ringe, den sie dir gegeben und den du der Gräfin geschenkt hättest.“

„Ihren Ring der Gräfin geschenkt — wer sagt das?“ unterbrach ihn Arthur heftig.

„Das hat ihr die Gräfin selbst gesagt und ihr auch den Ring gezeigt, das heißt, Meta erkannte denselben an der Hand der Gräfin.“

„Das ist nicht möglich, das ist ein Irrtum, der Ring ist nie aus meinem Besitz gekommen, ich kann ihn dir zeigen.“ Damit wies er auf den kleinen Reif, der er an der Hand trug.

Ernst blickte den Freund nichttraulich an.

„Ich weiß nicht, was ich denken soll — Meta war ihrer Sache ganz gewiß; sie hatte sich sogar den Ring von der Gräfin zeigen lassen, und diese erfüllte ihr ganz unbefangenen den Wunsch, sie hatte keine Ahnung, daß sie in Meta keine frühere Braut vor sich hatte.“

Arthur blickte eine Weile sinnend vor sich hin, dann entgegnete er heftig:

„Jetzt wird es mir klar, das Ganze kann nur eine Intrigue von der Gräfin sein; ich habe nie mit ihr von Meta gesprochen, noch viel weniger ihr den Ring geschenkt, ich bewahrte denselben in einem kleinen Kästchen, das auf meinem Schreibtisch stand. Sie fragte mich im Beginne unserer Reise einmal nach der Bedeutung des Ringes, den ich so ausschließlich an meiner Hand trüge, und da machte ich die Andeutung, daß er von einem mir näheren Wesen stamme, weiter nichts. Weiß Gott, wie sie den näheren Zusammenhang erfahren oder erraten hat, mein Benehmen, als ich Meta auf der Bühne des Teatro Pergola wieder sah, mag ihr den Schlüssel dazu geboten haben. Und nun begreife ich Meta's plötzliche Abreise, nachdem sie mir erst am Tage vorher so großmütig verziehen hatte — o, warum mußte sie so klein von mir denken und nicht warten bis sie mich gehört!“

Ernst zuckte die Achseln, die ganze Erklärung Arthurs kam ihm nicht recht wahrscheinlich vor.

„Du kannst das von Meta nicht anders erwarten, nachdem —“
„Ja, ja, du hast recht,“ fiel ihm Arthur in die Rede, „nachdem ich mich so schwer an ihr veründigt hatte, konnte ihr Vertrauen nicht mehr allzu groß zu mir sein, und die Gräfin wird geschickt genug gespielt haben. O, ich hätte das nicht von ihr erwartet; sie wollte mich zurückhalten, aber daß sie so elenden Hilfsmitteln ihre Zuflucht nehmen könne — das hätte ich nie gedacht.“

„Über der Ring —“ sagte Ernst, „wie kam sie zu dem Ring?“
„Ich glaube, du mißtraust meinen Worten,“ entgegnete Arthur, über den zweifelnden Ton in des Freundes Stimme verlezt, „ist es so weit gekommen? Sie muß einen ähnlichen dafür ausgegeben, oder mir den meinigen für die kurze Zeit entwendet haben, sonst weiß ich keine Erklärung.“

(Schluß folgt.)

Eine Mutter.

Von Emilia Pardo Bazan. Autorisierte Uebersetzung aus dem Spanischen

(Nachdruck verboten.)

Als mir eines Tages die Gräfin Serena auf der Promenade gezeigt wurde, fiel es mir schwer, zu glauben, daß diese Frau vor fünf oder sechs Jahren noch zu den Schönheiten gehört hatte, nach denen die Vorübergehenden unwillkürlich den Kopf umwandten und vor denen die Gäste in den Salons bewundernd zur Seite wichen.

Die Dame, die ich da mit einem Kinde auf einer Bank sitzen sah, während sie mit den Augen ein anderes Kind beaufsichtigte, war vollständig entstellt. Das Gesicht war von abstoßenden weißen Narben zerrissen, die sich grell von der tiefdunkeln Haut abhoben; selbst die Lippen zeigten diese scharfen, hellen Fiecke. Nur die schwarzen, großen Augen waren noch immer wunderbar schön und schimmerten in feuchtem Glanze. Es fiel mir auf, daß mein Begleiter, als wir an der Gräfin vorübergingen, den Hut fast bis zur Erde zog, wie man eine Königin oder gar eine Heilige grüßt. Und während wir die Promenade auf und ab gingen, erzählte mir mein Freund die Geschichte oder die Legende dieser einstigen gelehrten Schönheit, wobei er jedesmal die Stimme senkte, wenn wir an der Bank vorüberkamen, auf der die Heldin der Erzählung saß.

* * *

Die Gräfin Serena hatte sich sehr jung verheiratet und war mit einundzwanzig Jahren Witwe geworden. Sie besaß aus ihrer Ehe eine einzige Tochter, der sie fortan eine an Vergötterung grenzende Zärtlichkeit widmete. Das Kind hatte die zarte Konstitution des Vaters geerbt, und die Gräfin wachte jahrelang ängstlich über sie, wie man im Winter eine empfindliche Pflanze hegt und behütet. Was die Folge davon war, läßt sich denken. Irene wuchs auf, excentrisch, herrisch, anspruchsvoll und überzeugt, daß ihre Launen und Wünsche das allein Wichtige auf Erden seien.

Vom ersten Jahre ihres Witwenums an war die Gräfin von Bewerbern besüßelt worden, die ihre blendende Schönheit und nebenbei auch ihr recht beneidenswertes Vermögen anlockte. Von dieser Schönheit können alle die sprechen, die sie in ihrem Glanze geschaut und sie — warum es ablegen? — vergeblich umschwärmt haben.

Um sich das Bild der Gräfin vorzustellen, muß man die wunderbaren Madonnen herausbeschwören, die der Pinsel Guido Reni's geschaffen, mit ihren ebenmäßigen und ausdrucksvollen Zügen und dem sonnigen Goldhauch der Gesichtsfarbe. Nehmen Sie dazu noch eine ungewöhnliche Anmut der Haltung, die Feinheit der Formen, die Fülle des reichen, dunklen Haars und den Glanz der Zähne, — endlich diese Augen, die Sie jetzt noch sehen können. . . und Sie werden begreifen, daß eine Anzahl der besten Kavaliere sich damals alle Mühe gab, der Tröster einer solchen Frau zu werden.

Doch sie verloren, oder sagen wir offen: „wir“ verloren aufs Mäglichste unsere Zeit. Die Gräfin entließ die ihrer Anbeter, indem sie die hartnäckigsten endgiltig verabschiedete, die andern in uneigennütige Freunde verwandelte und alle davon überzeugte, daß sie sich nie wieder verheiraten wollte, ja sie erklärte ganz offen, sie dächte an nichts anderes, als an das Glück ihrer Tochter, deren Gesundheit sie stärken und deren Vermögen sie vergrößern wollte. Wir sehen bald, daß dieser Entschluß völlig aufrichtig und ernst war, und daß keiner von uns mehr Glück hatte, als der andere. Wir beobachteten auch, daß die Gräfin sich durchaus in der Weise

kleidete und frisierte, die bei einer Frau die vollständige Abriistung und absolute Neutralität bedeutete, und begnügten uns von da ab, ihre Schönheit zu betrachten, wie man ein Gemälde oder eine Natur betrachtet.

Ich gebrauche absichtlich das Wort „betrachten“, weil wir wußten, daß Komplimente und Schmeicheleien der Gräfin unangenehm waren, besonders seit Irene groß zu werden anfing und selbst Ansprüche zu stellen begann. Das Unglück wollte, daß diese Tochter einer so seltenen Schönheit ganz die Züge ihres Vaters und auch sein Temperament geerbt hatte. In der ersten Blüte ihrer Jugend war sie ein blasses, schwächliches Mädchen und besaß eine gewisse krankhafte Schönheit, die ich mit dem herben Geschmack eines noch nicht ganz ausgereiften Weines vergleichen möchte. Und dasselbe launenhafte Schicksal wollte es, daß die Gräfin, vielleicht dank ihrem regelmäßigen und zurückgezogenen Leben, das alle ihre Kräfte schonte, jetzt, da sie in die Periode des dreißigsten bis fünf- unddreißigsten Jahres trat, in so vollendeter Schönheit und in so anmutsvoller Frische strahlte, daß die schwächliche Irene neben ihr förmlich das Mitleid herausforderte.

Ihre Mutter bedeckte sie mit Juwelen und legte sich selbst eine auffallende Einfachheit der Toilette und des Schmuckes auf. Auf der Straße, in der Kirche, auf dem Lande, in den Bädern, auf allen Orten, wo Mutter und Tochter zusammen erschienen, demüthigten indistrete oder zu aufrichtige Bemerkungen Irene oft aufs empfindlichste in ihrer weiblichen Eitelkeit und verletzten zugleich die Gräfin schmerzlich in ihrer mütterlichen Liebe.

Das wurde noch schlimmer, als die Zeit dafür herantam, Irene in der Gesellschaft einzuführen. Die Gräfin, die bei dieser Gelegenheit natürlich hier nicht wie die Jose ihrer Tochter erscheinen konnte, mußte sich schmücken, sich dekolletieren und die Juwelen wieder anlegen, die sie so lange Zeit verbannt hatte, doch obwohl sie sich nach Möglichkeit in den Grenzen der Einfachheit hielt, obwohl die Farbe ihrer Toilette stets dunkel gehalten und jede Koletterie aus ihrer Frisur verbannt war, so erhöhte doch der wirkungsvollere Rahmen ihre hinreißende Schönheit noch beträchtlich, und von neuem umschwärmten sie die Bewerber, leidenschaftlicher begehrter, als je zuvor. Um Irene kümmerte sich kaum einmal ein barlosler Jüngling, und es kam häufig genug vor, daß die Mutter mit rührender Resignation die Bewerbungen und Schmeicheleien irgend eines Anbeters nur duldete, um nachher die Bitte an ihn richten zu dürfen, er möchte mit Irene tanzen.

Das traurigste war, daß das junge Mädchen verbittert und in seiner Eigenliebe verletzt der Mutter zürnte und wochenlang kein Wort mit ihr sprach. Die Gräfin bemerkte auch, daß ihre Tochter immer häufiger rote Augen hatte, und mehr als einmal, wenn sie sie für Vorbereitungen zu irgend einem Fest zu interessieren suchte, erhielt sie zur Antwort:

„Geh du doch allein hin. Ich gehe nicht. Mich langweilt das alles!“

Nus alle dem mußte die Gräfin schließen, daß Irene von Neid und Eifersucht gequält werde, und sie empfand darob eine unendliche Traurigkeit. Von ganzem Herzen gern hätte sie tausendmal ihren Malabarerteint, ihre glanzvollen Augen gepfeift, wenn sie dadurch das Glück ihrer Tochter hätte erlaufen dürfen!

Da sie Irene ihre Schönheit nicht verweihen konnte, so dachte sie die Schwierigkeiten dadurch zu lösen, daß sie ihr einen Gatten

suchte. Wenn ihre Tochter in der Liebe ihres Gatten glücklich war und mit ihm allein überall hinging, dann konnte sie selbst sich in ihre frühere Zurückgezogenheit flüchten, und die qualvolle Rivalität zwischen ihr und der Tochter hörte dann von selber auf.

Es war nicht sonderlich schwer, für das reiche vornehme Mädchen einen Gemahl zu finden; doch die Gräfin wollte einen Mann von Verdienst, und ihr mütterlicher Instinkt half ihr, ihn zu entdecken und ihn Irene näher zu bringen, indem sie ihm gleichzeitig bei ihrer Tochter die Wege ebnete und den Erfolg sicherte. Der Erwählte — er hieß Enrique d'Alcama — bewunderte und verehrte die Gräfin wie so viele andere, und es ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß er von diesem Gefühl beeinflusst wurde, als er zur Gattin die Tochter der edlen Frau wählte, vor der wir alle so hohe Achtung hegen.

Das junge Paar nahm im Hause der Mutter Wohnung, und die Gräfin bemerkte mit Freude, daß ihr Schwiegerohn ihr eine

ihn fast ein Duell gekostet, seiner Schwiegermutter als Eskorte zu dienen, denn jedermann hätte sie angestarrt, und ein Unverschämter hätte es sich sogar einfallen lassen, ihr zu folgen.

„Denke dir,“ fügte Enrique zu seiner Frau gewendet hinzu, „ich habe den Menschen zur Rede stellen müssen. Und das Drolligste war: er hat geglaubt, ich wäre der Mann deiner Mutter, und um ihn noch mehr aus der Fassung zu bringen, habe ich ihn in diesem Irrtum bestärkt.“

Da erhob sich Irene heftig vom Tische, warf ihre Serviette zur Erde, verließ das Esszimmer und warf mit lautem Krach die Thür hinter sich ins Schloß. Ihr Gatte und die Mutter sahen sich an, — sie begriffen, ohne daß sie nötig hatten, Worte zu wechseln.

Ärgerlich folgte Enrique seiner Frau und schloß sich mit ihr ein. Nach einer halben Stunde erklärte er der Gräfin Schmerz bewegt und tief erschüttert, Irene wollte nicht länger in dem Hause ihrer Mutter leben. Ihr Entschluß, fortzuziehen, stehe sogar so unerschütterlich fest, daß sie mit einem öffentlichen Skandal drohe, wenn die Trennung nicht auf der Stelle stattfände.

„Über beruhigen Sie sich,“ fügte er im Tone mühsam zurückgehaltenen Zornes hinzu, „ich weiß meine Autorität zu wahren und habe sie ebenso streng behandelt, als ihre Thorheit es verdient.“

Und als er sah, daß die Gräfin, blaß wie der Tod, sich an die Wand lehnen mußte, um nicht umzuknicken, fügte er bekümmert hinzu: „Ich fürchte sehr, meine teure Mama, der Charakter Irene's wird uns beiden noch viele Leiden schaffen.“

Solche Vorsätze pflegen gewöhnlich durch die Vermittelung der Dienerschaft, die sie hinter den Gardinen und halbgeschlossenen Thüren erhörten, der Außenwelt bekannt zu werden. Und diese häuslichen Spione waren es auch, von denen man erfuhr, daß die Gräfin Serena am Abend dieser Szene so bekümmert und sorgenschwer zur Ruhe gegangen sei, daß sie, ohne es zu bemerken, eine angezündete Kerze neben den Gardinen stehen ließ. Mitten in der Nacht erwachte sie, von Flammen umgeben, und wenn sie auch dem Tode knapp entging, so trug sie doch die entstehenden Brandwunden davon, deren Spuren Sie jetzt noch sehen. . . .

Die Furcht, die Aufregung, die Pflege, die sie ihrer Mutter mußte zuteil werden lassen, ließen Irene ihren bitteren Groll vergessen. Von nun an lebten alle drei in Frieden. Aber Enrique war sehr verschlossen geworden, und die Gräfin, die sich nun ganz von der Welt zurückgezogen hatte, dachte nur daran, die Kinder zu erziehen, die Irene ihrem Gatten schenkte.

„Was halten Sie von dem Brandunglück der Gräfin?“ fragte mich der Erzähler, als er seine Geschichte beendet hatte.

„Daß es ein mehr als heroischer Akt der Mutterliebe war,“ erwiderte ich mit Überzeugung und verneigte mich jetzt ebenfalls tief vor der Mutter Irene's, die in diesem Augenblick, vielleicht in der Vermutung, daß wir von ihr sprachen, sich erhob und, die Kinder bei der Hand nehmend, die Promenade verließ.



aufrichtige Zärtlichkeit entgegenbrachte und sie in allem um Rat fragte. Sie arbeiteten gemeinsam an der Erledigung ihrer Geschäftsangelegenheiten und Enrique wiederholte scherzend, daß er fünsinal Irene Serena geheiratet hätte, nur um eine solche Schwiegermutter zu haben. Indessen dauerte die Zufriedenheit der Gräfin nur kurze Zeit. Schon nach einiger Zeit bemerkte sie mit Schrecken, daß Irene in ihren früheren Trübsinn und in die alten Anfälle heftiger Reizbarkeit zurückfiel. Im Beisein ihres Mannes nahm sie sich zusammen, doch kaum hatte er den Rücken gewendet, so ließ sie ihrer üblen Laune freien Lauf.

Eines Tages, als die Gräfin eine Besichtigung besichtigen wollte, die sie zu kaufen gedachte, traf sie beim Fortgehen auf ihren Schwiegerohn, der sich erbot, sie zu begleiten. Abends sprach Enrique bei Tische von diesem Ausflug und meinte lachend, es hätte

Eisenbahn-Kuriosa.

Von W. Verdrow.

(Nachdruck verboten.)

Es ist zu begreifen, daß es in einem so ausgedehnten Gebiete menschlichen Witzes und Fleißes, wie das Eisenbahnwesen auch an Wunderlichkeiten und Merkwürdigkeiten nicht fehlen darf, an Merkwürdigkeiten des Gedankens, der Erfindungslust einerseits, an kuriosen Thatfachen der Wirklichkeit andererseits. Wir brauchen, um ein Beispiel summarisch anzuführen, nur an all die Bemühungen ehrsüchtiger Erfinder zu denken, den Zügen, die es recht eilig haben,

das — Anhalten zu ersparen. Da erfindet der Eine einen Klapp- und Wurfapparat, der den unglücklichen Fahrgast sozusagen in eine Art Pistole oder Katapult ladet und in die geöffnete Thür des vorüberfliegenden Coupés, hoffentlich Ginnzelle, hineinschießt! Glückliche Reise! — Ein Aufsatz zur Ausführung ist ja die sogen. Stufenbahn deren Nützlichkeit z. B. in Chicago, Berlin und Paris zu Ausstellungszwecken bewiesen wurde. Aber die Stufenbahn bringt



Die Schwestern.
Nach dem Gemälde von S. Melton-fisher.

es kaum über die Geschwindigkeit eines Fasers hinaus, ihre Schwerfälligkeit beschränkt sie auf den Gebrauch intra muros und ihre bitterere Anlage auf einen Millionenverehr.

Ein neuer Vorschlag zum Besteigen nicht haltender Züge wurde neuerlich von einem Franzosen gemacht, der die wachsende Umfangsgeschwindigkeit großer Scheiben zum Verladen seiner Reisen benutzte. „Das Karousselverladen oder die Zentrifugalverlademaschine“ könnte man die Thévenot'sche Erfindungsblüte nennen. Der Bahnsteig ist eine langsam rotierende Scheibe, deren Umfang in zwei Kreissectoren von den hüben und drüben passierenden Zügen tangiert wird. Die hohle Achse der Scheibe enthält Ein- und Ausgänge des Perrons, beim Betreten des letzteren macht man eine ganz langsame Drehung mit; an Zeitgeändern dem Umfang sich nähernd, gerät man in immer schnellere Bewegung, und am Rande ist die Rotationsgeschwindigkeit mit derjenigen des gebremsten und passierenden Zuges eins, man braucht bloß hinüberzusteigen. Der Gedanke ist nicht übel, aber den Passagieren wird vielleicht übel bei den Wirkungen der Zentrifugalkraft, — hoffentlich erwischt ein jeder gleich das passende Coupé, viel Zeit zum Ausruhen wird's schwerlich geben.

Aber Projekte sollen uns, mit einer einzigen Ausnahme, hier nicht weiter beschäftigen, die Wirklichkeit bietet schon des Kuriosen genug. Was sagt der freundliche Leser zu einer Eisenbahn im Wasser, die den Verkehr zwischen Nottingham und Brighton unterhält oder doch einige Zeit unterhielt? Da jede andere Verbindung durch den schroffen Wechsel zwischen Flut und flacher Ebbe empfindlich gestört wurde, legte man breite Gleise am Grund des Meeres, auf denen eine 23 Fuß hohe Plattform mit elektrischem Antriebe hin- und herging. Leider soll der erste Sturm die unterseeische Gleisanlage zerstört haben, und Verfasser kann nicht mit Bestimmtheit sagen, ob man die Wiederherstellung riskiert hat. — Als würdiges Gegenstück dieser merkwürdigen Strecke besitzt eine kalifornische Bahn auf einer ihrer malerischsten Linien eine Gleisstrecke, die — auf Baumwipfeln ruht. Die betreffende Bahn kreuzt zwischen der „Stuartspitze“ und den „Klippermühlen“ eine tiefe, von gewaltigen Rothholzstämmen erfüllte Schlucht. Man mußte hinüber und wußte das nicht besser anzufangen, als indem man die kräftigsten Waldbesriesen etwa 75 Fuß über der Wurzel absägte und ihre Stämme als Pfeiler des wunderbaren Viaduktes stehen ließ. Zunächst tragen diese Pfeiler den Oberbau mit vollkommener Sicherheit, aber ob sie lange halten werden?

Vielleicht giebt es nirgends auf Erden eine Bahn mit primitiveren Betriebsmitteln, als diejenige zwischen Atami und Odawara in Japan, zwei durch eine Küstengebirgskette getrennte Orte des allweges kuriosen Inselreichs. Es ist eine Schmalspurbahn, mit einem halben Duzend — Kulis als Lokomotive. Zwei bis drei Wägelchen, von je vier Rücken gegen Rücken sitzenden Passagieren besetzt, bilden einen Zug; die zwölfköpfige Muskelmaschine trampelt hinterdrein und schiebt den Train bergauf oder zieht zum Teil vorne an Sellen. Die Höhe ist erreicht, die Kulis springen affenartig irgend wohin an den Wagenaußenseiten, die Bremsen werden angezogen, die Augen geschlossen, wenn es schwach wird, und mit schauerlicher Schnelligkeit saust die Eisenbahn bergab und der Küste entgegen. Unglücksfälle sollen selten oder nie vorkommen.

Mit Schwebebahnen, Einschienenbahnen u. dergl. wollen wir uns hier garnicht aufhalten, dergleichen Projekte tauchen jetzt auf, wie die Muscheln, wenn die Ebbe eintritt. Aber erwähnenswert ist das neuerdings wieder lebendig werdende Projekt einer Bahn, deren Lokomotive ein — Luftballon ist. Nach früheren, zum Teil recht abenteuerlichen Alpenbahnprojekten soll dieses System, von Bolderauer und Brakebusch erdungen, 1896 bereits in kleinem Maßstabe erprobt und jetzt für den Hohenstaufen der Ausführung nahe sein. Das Ballonsystem ist lediglich für Bergbahnen erdacht, um den Auftrieb des Ballons als Zugkraft zu benutzen. Der Wagen soll an einer schwebelnden Schiene laufen, mit hinlänglichen Bremsmitteln und für die Niedersahrt mit Wasserballast versehen sein. Der Zugballon von 20 m Durchmesser soll eine Tragkraft von 1500 kg für sein Eigengewicht, die Kuppelungen, Reibungsüberwindung u. s. w. und eine überschüssige Hebekraft von 1200 kg besitzen. Bei St. um muß der Betrieb ruhen, bei Wind kann der Wagen durch teilweise Entleerung seines Wasserballastes um 500 kg erleichtert werden. — Hier heißt es abwarten, ob die Worte Taten werden.

Warum übrigens sich an Projekte und Systeme klammern, wenn schon der Eisenbahnbetrieb des Wunderlichen soviel bietet, wie es der Fall ist? Was ist stärker, — eine Lokomotive oder ein Raupenzug? Man könnte über die Frage lächeln, aber die

Wirklichkeit hat sie oft, und auf überraschende Weise beantwortet. In Tunis wurde vor einigen Jahren ein Eisenbahnzug durch Raupen angehalten, die sich in massenhaften Scharen auf den Schienen tummelten und durch ihre schlüpfrigen Leiber die Adhäsion der Lokomotive aufhoben. In Ungarn waren es einmal unzählige Massen von Tausendfüßern, in Nordamerika Züge von Schmetterlingsraupen, die dem schnaubenden Dampfstoß Halt geboten. Mit ganz besonderer Hartnäckigkeit warf sich aber das kriechende Getier auf den gefährlichen Sport, Eisenbahnzüge aufzuhalten, im vorigen, überall so raupenreichen Sommer. Auf einer französischen Strecke zwischen Newich und Rouillac wurden die Züge vier Tage lang von Raupen aufs ärgerlichste gestört. Ein Millionenheer von Raupen hatte den Wald auf einer Seite der Geleise bis aufs Holz verschlungen und wanderte jetzt in einer 100 m breiten Masse über die Schienen, um sich an die Verpeilung der anderen Hälfte zu machen. Jede Lokomotive, die in diesen Raupenzug tauchte, verlor in ihrer Zugkraft und ging erst weiter, wenn Schienen und Räder für den Augenblick gefäubert waren. Obwohl die Raupen schnell marschierten und mehr als 100 Centimeter in der Minute zurücklegten, dauerte es doch tagelang, bevor der Zug zu Ende war.

Auch die Pflanzenwelt liefert Vertreter, die dem Verkehr der Züge recht hinderlich werden können. Auf einer Strecke der Chicago-, Milwaukee- und St. Paul-Eisenbahn in Nordamerika nimmt das Unkraut in kurzen Perioden auffallend, lästige Dimensionen für den Betrieb an. Als das beste Mittel zur Beseitigung der Kraut- und Grasweigen hat man das jährlich dreimal notwendig werdende und zu trockenen Zeiten leicht ausführbare Abbrennen des Unkrauts erkannt und für diesen Zweck einen besonderen Wagen gebaut. Dieser ist unter seinem Rahmengerüst mit 8 großen, nach abwärts gerichteten Brennern versehen, die unter Anwendung von Rohpetroleum den Bahnkörper mit breiten Flammen bestreichen und zum Abbrand von einer englischen Meile ein Faß Naphtagebrauchen. Der Wagen wird ganz langsam über die Strecke gezogen und kann täglich 12–16 km des Bahnkörpers vom Unkraut säubern.

Ein anderes Ungemach, mit dem die Züge und besonders die Schnellzüge mancher Strecken zu kämpfen haben, ist die intensive Staubeentwicklung, die die Maschinen und Wagen verdirbt und das Öffnen eines Fensters zur Unmöglichkeit macht. Die Beseitigung der Strecke mit grobem Steinerschlag ist ein kostspieliges, die Belegung mit Rasen ein bedenkliches, die Beseitigung ein unzureichendes Mittel. Auf amerikanischen Bahnen mit starkem Schnellzugsverkehr und wenig Regen ist man neuerdings auf ein wunderliches, aber vielversprechendes und nicht teures Mittel zur völligen Staubeentwicklung verfallen, — auf die Streckenimprägnierung mit Naphta oder vielmehr mit den zähen Rückständen der Petroleumraffination. Die peninsularische Bahn hat dieses Mittel mit so gutem Erfolg angewandt, daß sie bereits einen Spezial-Sprengwagen für Naphta-Streuung gebaut hat und ihre ganzen Gleise derart behandeln will. Der Sprengwagen fährt mit der Schnelligkeit eines rüftigen Fußgängers und streut auf das Kilometer der Bahnstrecke 5700 Liter Öl aus, die 7–10 Centimeter in die Vertiefung eindringen und diese für ein Jahr fest, klebrig und staubfrei machen. Ein zwei- bis dreimaliges Sprengen soll für viele Jahre reichen und nebenbei auch das Unkraut beseitigen. Wieder ein Mittel, das Reisen mit der Bahn etwas angenehmer zu machen und — eine willkommene Abzagelegenheit für die Quellenbesitzer. Hoffentlich erinnern sich die deutschen Eisenbahnverwaltungen daran, daß es auch bei uns Schnellzüge mit unerträglichem Staubeentwicklung — und im Kaukasus geeignete Drückstände giebt.

Zu den Wertwürdigkeiten, nicht den Kuriosis des Eisenbahnbetriebes gehören wohl gelegentlich die Zusammenstöße, aber einmal konnte ein solcher wirklich und ohne Epizismus als Eisenbahnkuriosum bezeichnet werden. Oder wäre es nicht lächerlich gewesen, vor wenigen Jahren dreißigtausend Menschen aus allen Gebieten der Vereinigten Staaten nach Buckeye Park (Ohio) sich begeben zu sehen mit keinem anderen Zweck, als — einer Eisenbahnkatastrophe beizuwohnen? Wohlvorbereitet ließ man zwei lange Züge ohne Befestigung mit Schnellzugsgeschwindigkeit in entgegengesetzter Richtung auf demselben Gleise los und vor den Augen des entzückten süßen Böbels zusammenprallen. Alles verlief vorchriftsmäßig, zwei Explosionen, ein Knachen, Splittern, Fliegen und Brechen, ein Trümmerhaufen und eine ruinierte Strecke bezeichnete den Schauplatz des Volksvergnügens, und nicht mit Unrecht von seinem Standpunkt aus schlug ein Zuschauer vor, die Züge bei künftigen Wiederholungen — mit Lebensmüden zu besetzen. Das wäre dann schließlich auch ein Kuriosum vom rollenden Flügelrad.

Kein rein'es Glas ist dir beschieden,
Als nach des Tages wirrem Chan
In beines Hauses Abendfrieden
In neuem Herzen auszurüh'n.

Süßes Haus.

Dort draußen ist ein tobend Eilen,
Das Beste bleibt nur halb bestellt —
Hier innen darfst du nichts mehr teilen,
Dein Eigen ist die ganze Welt.

(Der Nachdruck unserer Originalartikel wird strafrechtlich verfolgt.)

Freundschaft.

Wenn jemand schlecht von deinem Freunde spricht,
Und scheint er noch so ehrlich, — glaub' ihm nicht!
Spricht alle Welt von deinem Freunde schlecht,
Mißtrau' der Welt und gib dem Freunde recht!
Nur wer so standhaft seine Freunde liebt,
Ist wert, daß ihm der Himmel Freunde giebt;
Ein freundscherz ist ein so selt'ner Schatz,
Die ganze Welt bent nicht dafür Ersatz!

Ein Kleinod ist's, von heil'ger Wunderkraft,
Das nur bei festem Glauben Wunder schafft;
Doch jedes Zweifels Hauch trübt seinen Glanz:
Einmal gebrochen, wird's nie wieder ganz.

F. Bodenstedt.



Verschiedene Milchkuren.

Niemand wird bestreiten, daß die Milch ein ebenso vorzügliches Nahrungs- und Genuß- als Heilmittel bildet, nur gilt auch hier wie überall das Sprichwort: „Eines schickt sich nicht für Alle“

Bekommt einem Patienten tubarische Milch, muß sie der Andere mit Eis gekühlt genessen; dem Einen dient sie abgerahmt, dem Anderen kann man sie mit der Sahne bieten — während ein Dritter nur mit Mineralwasser vermischte Milch trinken kann, einem Vierten und Fünften saure oder Buttermilch mehr zuträgt als süße.

Dem Gesunden ist Alles gesund; er verbaut auch die fetts, tubarische oder in heißem Wasser künstlich erwärmte Milch — jedenfalls bedingt der Genuß unadgerahmter Milch eine gute Verdauung. Es wäre also eine ganz verkehrte Kur, wollte man

einen Magenkranken anrathen, in den Kuhstall zu gehen und 1-2 Gläser Milch zu trinken. Man hat deshalb schon den Versuch gemacht, bei Magens- und Verdauungsschwäche der Milch etwas Ingwer- oder Pomeranzenspulver zuzusetzen, was man auch dann thun kann, wenn der Milchgenuß Durchfall erzeugt. Bei Verstopfung setzt man Zucker bei; ist Säurebildung im Magen vorhanden, etwas Magnesia Lungenkranken mißt man Emser Kränchen oder Kognat unter die Milch; Stomatitiden, Selters-, Sodawasser oder Apollinaris; Fleischkranken und Unterleibskranken Aelchthedsbrennen als Zusatz. Jede Milchur ist am besten im Frühjahr oder Sommer, man bringt die Kurzeit auf dem Lande und viel im Freien zu und beobachtet folgende Diät: Altbackenes Weißbrot und Zwieback, Reis, Sago, Hirse, Meis, Kalb- und Hühnerfleisch dienen als Genußmittel — zu meiden sind frisches Gemüse, Obst, alle anderen Fleischarten, Bier, Wein und laure Speisen.

Aufgabe des Magens ist es, die genossene süße Milch in laure zu verwandeln, die Käseanteile von der Molke zu scheiden. Um wie vieles leichter ist also eine Kur mit laurer Milch. Deshalb verordnen viele Ärzte die Butters- oder saure Milch. Erstere bekommt namentlich Schwindsüchtigen, Gallen- und Magenkranken, da sie nicht nur kühlend und erfrischend, sondern auch reizmildernd wirkt; mit Magengethwir behaftete Personen können fast ausschließlich davon

Zu Tisch.

Eine gute Hausfrau kocht mit Fleisch Des Ehegatten Lieblingspfeiff.

Bizsuppe. Eine ganz besonders kräftige und wohlgeschmeckende Suppe erhält man aus den Reiskern. Man kocht und schneidet dieselben und kocht sie mit Salz etwa eine Stunde lang. Man macht man eine helle Mehlschwitze, seigt die Brühe der Bizze ab, verdundt mit guter Fleischbrühe, würzt nach Belieben und richtet die Suppe über gerösteten Semmelwürzeln an.

Kalbbraten in Buttermilch. Man lege eine gehäutete und gelosste Kalbsteule oder einen Rücken 4-5 Tage in Buttermilch, die man während der Zeit einmal erneuert und welche das Fleisch völlig bedecken muß; erst wenn der Braten zugeleht werden soll, nimmt man ihn heraus, wäscht und trocknet ihn ab, reibt ihn mit Salz ein und legt ihn in die Pflaume mit lobender Butter, thut einige Speck- und Schinkenreiben, eine Zwiebel, Wurzelwerk und ein kleines Kräuterbündelchen, sowie ein Lorbeerblatt hinzu, brät ihn bei guter Hitze unter öfterem Begießen eine Stunde lang, bestäubt ihn mit 1 Löffel Mehl und läßt ihn bräunen, während man nach und nach 1/2 l Milch oder Rahm zugiebt. Ist der Braten fertig, so rührt man die Sauce durch ein Sieb und giebt sie dazu.

Einen angebrannten Braten zu retten, scheint für junge Hausfrauen zu den Unmöglichkeiten zu gehören und ist doch denkbar, wenn man auf folgende Weise verfährt. Die schwarze Kruste muß, soweit sie dunkel ist, abgerieben und nun der Braten in lachendes Wasser gelegt werden, in dem er 10-15 Minuten lang kocht. Sowie dieses Wasser sich dunkel färbt, muß man es durch frisches lachendes Wasser ersehen. Durch dies Kochen wird der brennige Geschmack des Bratens entfernt. Man brät nun von neuem Butter, läßt den Braten wieder Farbe darin annehmen, giebt etwas lachendes Wasser, in dem ein Theelöffel Fleischextrakt aufgelöst wurde, hinzu und brät den Braten gar. Sein Wohlgeschmack dürfte kaum gelitten und weder Sauce noch Braten das Mißgeschick ahnen lassen.

Apfelfompot. Vordorfer Äpfel geschält, halbiert Kernhaus entfernt. In reichlich Wasser mit 1/2 Tei Weißwein, einigen Scheiben Citronen ohne Kerne zugebedt, ganz langsam, am besten im Bratofen gar gemacht, oft nachsehen, die Stüchden wenden, mit einem Schaumlöffel die garen Stüchden herausheben. Sind alle gar, reichlich Zucker an die Sauce, etwas einkochen lassen, hierin anrichten, zuvor die Äpfelstücke vorsichtig hinein, nochmals kochen lassen. Beim Anrichten die Sauce darüber gießen. In jede Äpfelhälfte etwas Quittengelee gelegt und verzehrt.

Probatum est!

Der guten Rat beachtet,
Wird durch Schaden klug.

Gut gereinigtes Salz erkennt man daran, daß es an der Luft nicht leicht feucht wird. Wenn sich ein Lot gelohenen Salzes in vier Lot kalten Wassers nicht vollkommen auflöst, so enthält es Gyps und ist schädlich. Salzwasser selbst wendet man mit Vorteil bei Verbrennungen von Höllestein an, indem man die betreffende Stelle so stark mit Salzwasser reibt, als man es ertragen kann und Umschläge und Waschungen damit veranfaßt. Bei Schlangenbissen reibt man Salz in die Wunde, bei Bienschnitten wendet man Salzwasser an. Dieses Mittel bemüht sich besonders dann, wenn der Stich in den Mund oder Schlund stattgefunden hat.

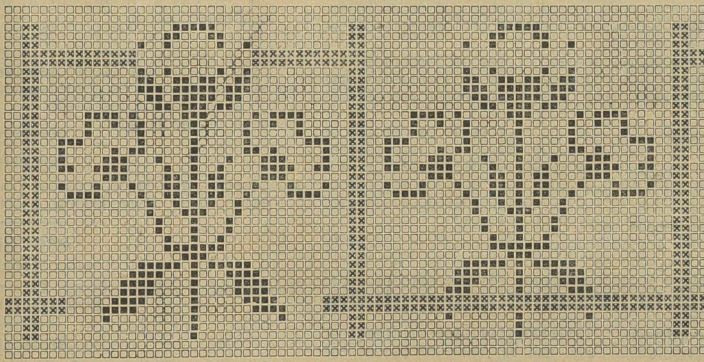
Um durch den Gebrauch verdorbene oder widrig riechende Federn wieder herzustellen, thut man dieselben in einen leinenen Beutel, kocht sie eine Stunde lang oder thut sie in Seifenwasser unter öfterem Herausnehmen, Rühren und Drehen und schüttelt sie, wenn alle Seife aus demselben entfernt ist, auf einen trockenen Boden und trocknet sie durch häufiges Ummenden. Sie schwellen hierbei hoch auf und werden wieder schön. Die damit gestopften Betten legt man vorsichtshalber noch oft in die Sonne, um die etwa noch den Federn anhängende Feuchtigkeit zu entfernen. Federn, die zu frisch in die Betten gethan und darin klumpig geworden sind, hat man nur nötig in einem großen Kessel über Kohlenfeuer unter fleißigem Umrühren vorsichtig zu erwärmen.

Das Reinigen und Waschen der Stickereien geschieht mit Borax; diese Art des Waschens verhindert das Zusammenlaufen der Farben. 30 g Borax löse man in 1 l Fußwasser bei mäßiger Wärme auf. Man wasche die Stickerei jedoch ohne zu reiben, indem man nur mit der Hand darauf drückt, wolle gleich mit kaltem Wasser dem eine Hand voll Salz zugefügt ist, schwenke sie ein paar Minuten durch scharfen Weineßig zur Wiederbelebung der Farben und drücke sie durch zwei andere Tücher.

Motten aus Sophas und gepolsterten Stühlen zu entfernen. Dieses geschieht dadurch, daß man Stigbümpfe unter diese Möbel macht und die Polster davon durchziehen läßt. Man giebt guten, starken Essig, mit einigen Tropfen Bitriolöl vermischt, auf heiße Bretten oder Matten eisen und erragt Dämpfe, die man durch Dosen in den Raume zusammenhält, in denen die Sachen sich befinden. Auch häufiges Tabakrauchen vertreibt die Motten aus den Zimmern.

Schweiffliegen Gegen Schweiffliegen wendet man mit Erfolg Insektenpulver an, indem man es in Keller, der Speisekammer u. dergleichen an den Fenstern anstricht. Einige Bielen Insektenpulver auf glühende Kohlen in den betreffenden Räumen verdampt, hilft sicher.

Mittel gegen Magenkrampf. Man nehme während eines Anfalles drei bis vier Tropfen überreiches Kammerföhl in einem halben Spößel voll starken Branntweins, Rum oder Arrac. Das Mittel hat sich in den meisten Fällen trefflich bewährt und beseitigt das Ubel auf lange Zeit.

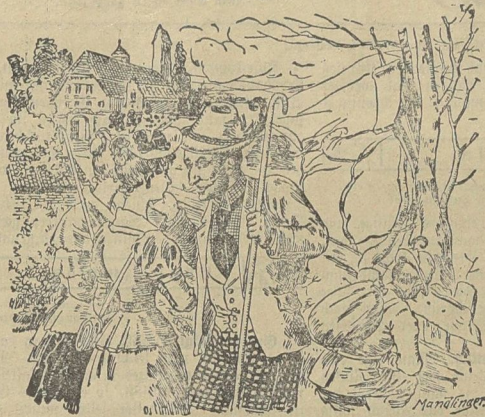


Rante in Kreuzstich-Stickerei, verwendbar zu Decken und Behängen.

Hammelfleisch gekocht, mit Kräutern. Soviel Gewicht Fleisch, soviel Wasser gelassen, rasch angelocht, verdundt. Eine Zwiebel, Wurzelwerk, 1 Strauß Petersilie daran, langsam gar gekocht, es darf wie das Rindfleisch nicht aus dem Kochen kommen. Einwas Butter, 1 Löffel Mehl, 1 Theelöffel gewachener Rimmel weiß geschwigt, mit eufetterter Dammelbrühe gut aufgefüllt, durchgelocht, zu dem Fleisch gegeben oder dieses in der Sauce angerichtet.

Mohrbrühenbrei. Gewaschene zerhackte Mohrrüben mit Wasser, einer Teile Salz, etwas Zucker aufgestellt, weichgekocht, halbsoviel gehaltete Kartoffeln, auf den Niben gar gemacht, zusammen durch ein Sieb gestrichen, auf dem Feuer mit einem guten Stück Butter tüchtig verührt, etwas feingewiegte Petersilie zugefügt, angerichtet.

Rezier-Bild.



Wo ist Suse?

„Ich kann nicht mehr.“ Der kleine Mann, der auf der Anklagebank sitzt, hat gar nicht das Aussehen, als ob er einen Mittenwichen betreiben könnte, und dennoch ist er angeklagt, den Restaurateur W. in L. mit einem gefährlichen Werkzeug im Sinne des Gesetzes verlest zu haben. Das gefährliche Werkzeug war nämlich ein Bierglas. „Ich war Se abbr ooch dichtig radig uf den alten Freund“, meint der Angeklagte in Beziehung auf den Verlesteten. — „Was that er Ihnen denn zuleide?“ fragt der Vorsitzende. — „Gegal veralbert hat' mich.“ — „Woburch?“ — „De Sache war Se nämlich so. Ich hatte mer vor ä baar Wochen ä Hiebuchen gekooft, abber das L. . . . wollte fenne Eier legen; wie ich das am Stammische erzählen dhat, da meinte der Restaurateur W., nee in welchen ich wohnen dhu, ich sollte ä Stüchken Brot mit Gamillenbree befecht'n un dieses dann den Hiebuchen zu freissen g'eem. Na lcheen, das hab' 'ch ooch gemacht un riddig, an nächsten Morgen fand ich zeh'n Eier im Stalle. Nadderlich hab' 'ch den Dhierchen gleich widder Gamillenbrot gegee'n un an nächsten Moroen lagen widder zeh'n Eier da. So gings's drei Dage lang. Wie 'ch abber am vierten Morgen in 'n Hiebnerstall kam, da lag nee'n den Buttchen ä großer Bettel und daddau' stand gestrie'm: „Ich kann nicht mehr!“ — Neje ging mer ericht ä Licht uff, das mich die L. . . . Ich am Stammische veralbert hagen. Bald draus hat merich ooch un'er Hausmamm erzählt, das d'r W. alle Tasse sich von jeden Stammgast hat änn Grotchen ge'e'n lassen un fer das gelammelte Geld hat 'r dann die Eier gekooft, die er mer nachens in 'n Hiebnerstall brateierte. De merichten waren Se iebriens schon saul un thaten hellich riechen. — Na, da fenn Se sich wohl reiken, das ich fuchsocietelwidde wurde un glet niebergang zu den alten Kiffikaner. In der Vosheet hab' 'ch mich dann nich mähigen gekonn un hab' 'n es Wiederböden an Gopp gewir't.“ — Zum Glück war die Verletzung keine gefährliche, der Rezierer der vom vielen Geelagen so s'r erichöviten Senne wurde zu einer G. lestrafe von 20 M. verurteilt.

Zukünftige Kriegs-Strapazen. Soldat: „Das ist kaum noch zum aushalten! Hat man sich tagelang mit dem Feinde herumgeschlagen und mühte dann gerne ausruhen, so muß man Ansichtskarten vom Kriegsschauplatz schreiben!“

Wohlfahrter Rat. „Was macht man nur, das einem die Zeit nicht so entseflich schnell vergeht?“ — „Machen Sie ein Gedicht und senden Sie es ein, da wird Ihnen die Zeit schon lang werden — bis es gedruckt wird!“

Nicht schlimm. „Sie entschuldigen gütlich, mein Name ist Meyer.“ — „Na, ja, das ist ja weiter nicht so schlimm — wenn Sie nicht auch noch dazu Meierender wären und mir mit Ihren Mustern kämen.“

Wißverständnis. „Na, was wollen's eigentlich kaufen?“ — „Hob'n's ka Mehl?“ — „Kameel?“ Nein, nicht ein einziges in der ganzen Markthalte!“

Schade. Verteidiger (zum Angeklagten): „Schade, das Ihr Vater und Ihre Mutter solide Menschen sind! Ich könnte sonst erbliche Belastung feststellen.“

Militärische Umgangssprache. Unteroffizier (seine Rekruten im Zoologischen Garten umherförend): „Seht mal da, Leute, ein Kameel mit vier Beinen!!!“

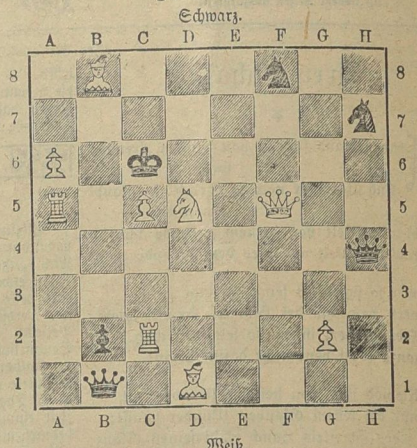
Gradezu. Schriftsteller: „Wenn die Arbeit nicht so ist, wie sie sein sollte, so wollen Sie berücksichtigen, Herr Redakteur, das ich mir zu meiner Arbeit die Zeit förmlich stehlen mußte.“ — Redakteur: „So die Zeit auch noch?“

Vor den Ferien. Lehre c: „Also Kinder, ich wünsche Euch, das Ihr hübsch gesund bleibt, viel Vergnügen habt und Euch recht brav und artig während der Ferien aufföhrt!“ — Die ganze Klasse: „Danke, Herr Lehrer, gleichfalls!“

Wohlfahrt. Hausberr (zur Tante, die schimpft, weil die Kinder sie beim Musizieren stören): „Neje dich doch nicht auf . . . bist doch auch einmal jung gewesen!“ — Tante (vitiert): „Jung . . . geweien . . . bitte!“ — Hausberr (troden): „Na ja, gezwieilt habe ich allerdings auch immer daran!“

Ungefährliche Drohung. Baron (Donnagsäder): „Wenn Sie mich nicht erdhren, Fräulein, erdhieje ich mich!“ — Fortjmeister's tochter: „Sie treffen sich ja doch nicht!“

Schachaufgabe.



Weiß zieht und setzt mit dem 2. Zuge Matt.

Zoologisches Kryptogramm.

Antilope, Anerochs, Hamster, Hund, Kaenguruh, Merinoschaf, Orang-Utang, Soidenbasse, Tapir.

Obige Tiernamen sind in anderer Reihenfolge zu bringen, so das der erste den ersten Buchstaben, der zweite den zweiten u. s. w. eines anderen Tiernamens enthält.

Diagonalaufgabe.

4 A, 1 B, 1 C, 8 E, 2 G, 2 I, 4 L, 3 M, 7 N, 3 O, 5 R, 2 S, 5 U, 2 V. sind in einem Quadrat so zu verteilen, das die Diagonalen einen Art des Merkmals und einen bestimmten deutlichen Satirer, die Querreihen aber: 1) Namen aus der römischen Geschichte, 2) Namen aus der deutschen Geschichte, 3) Edelsteine, 4) Nämlicher Satirer, 5) Früchte, 6) Gedächtnisstützer und 7) ein Getränk nennen. Bei den Senkrechten müssen die geraden Reihen Vokale und die ungeraden Konsonanten ergeben.

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Schataufgabe.

Partenverteilung: B. aD, 9, bK, 9, 7, d10, K, 9, 8, 7. M. a b c dE, aA, 8; bA; cA; dA, D. S. a10, K, 7; b10, e10, K, D, 9, 8, 7. Etat: bD, 8.

Spiel:

1. B. dK, dA, a10 (-25). — 2. S. e10, aD, cA (-24). Aus dem Anspiel von B. vermutet S, das dort eine Farbe blank ist und B. gern wieder an den Tisch kommen möchte, daher setzt er die e10 vor 3. B. d10, dD, b10 (-23). — 4. B. bK, bA, aK (-19) womit die Gegner 91 haben.

Zusakaufgabe.

Gast, Estrich, Wort, Irade, Trichter, Trost, Ebingen, Reis, Strumpf, Calle, Hader, Walter, Ubier, Ehering, Leber, Eloge. — Gewitterschwuele.

Selerogramm.

Die fehlenden Buchstaben sind s t. Hochoommer. — Horst, Ostern, Castor, Hoffest, Staub, Oberst, Meister, Morast, Esther, Ritus.

Arithmogrupph.

Rosenoel. — Rhinoceros, Orsini, Soissons, Evelina, Nilsson, Osiris, Eisen, Livorno.

Permutationsaufgabe.

Rosen eit. — Rheder, Oberst, Salat, Eifer, Nakel, Zier, Ebro, Ilse, Torte.

Charade. Tischuch.

Gegeatig-Aufgabe.

Sommerregen. — Schwäche, Offenheit, Math, Morgen, Ernte, Recht, Rauflust, Ehre, Gram, Essen, Nachgiebigkeit.

(Der Nachdruck unserer Original-Aufgaben ist verboten.)

Gedruckt und herausgegeben von Paul Schettler's Erben, Göthen, Anz. Verantwortl. Redakteur: Paul Schettler, Göthen.



Nebrauer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Gratisbeilagen:

Wöchentlich ein illustriertes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirthschaftliche Beilage.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. V.

Preiszeit
Mittwoch und Sonnabend.
Abonnementspreis
vierteljährlich 1.05 M., pränumerando durch
die Post oder andere Boten 1.20 M., durch
die Briefträger frei ins Haus 1.45 M.

Anzeigenpreise
für die 1. Spalte Kreuz-Setze oben oben
Raum 10 M., Zeilen pro Seite 15 M.
Anzeige
werden am Dienstag und Freitag 10 M.
angenommen.

Nr. 70.

Nebra, Sonnabend, 1. September 1900.

13. Jahrgang.

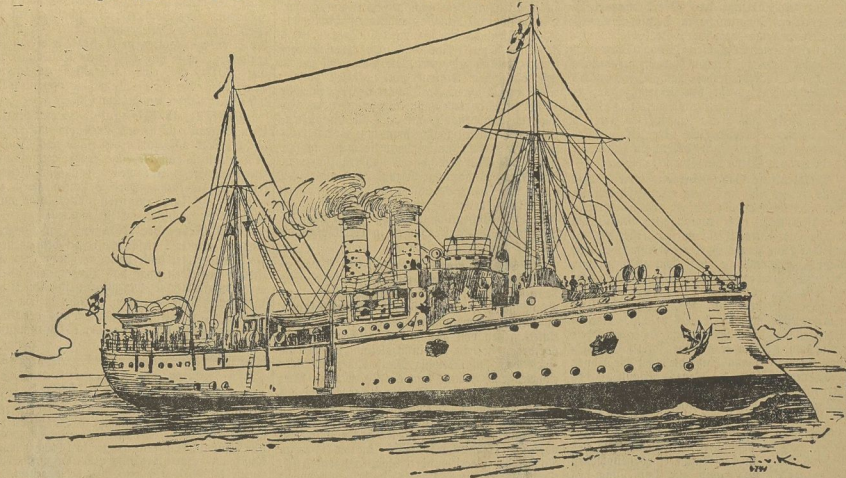
Die Einnahme von Peking.

Auf Grund der letzten amtlichen und privaten Berichte läßt sich folgende zusammenfassende Darstellung von den letzten Marschtagen des Expeditionskorps und dem Angriff auf Peking entwerfen:

Am 11. August früh morgens trafen die Verbände von Hohsiu in Natou ein. Dort kam die Meldung, daß chinesische Truppen in nordwestlicher Richtung marschierten und fast den Tchangschou, einen Nebenfluß des Peiho auf dessen rechtem Ufer, erreicht hätten. Sofort ging japanische Kavallerie mit reitender Artillerie vor, holte den Feind ein und jagte ihn von dort zu dort. Widerstand wurde nicht geleistet; überhaupt schienen die Chinesen durch den schnellen Vormarsch der Verbände gänzlich überläßt und entmutigt zu sein. Trotz der großen Hitze und der Erschöpfung der Truppen wurde beschloßen, diesen Vorteil auszunutzen, und so wurde in der Nacht vom 11. zum 12. August, statt in Tschangschou anzuhalten, der Marsch auf Tchangschou fortgesetzt. Schon am Abend des 11. waren japanische Batterien bis vor die Thore der Stadt vorgestoßen. Am Sonntag, den 12. August, wurde Tchangschou ohne Widerstand besetzt und die Vorposten bis 8 Kilometer vor die Mauern Pekings vorgeschoben. Inzwischen wurden in Tchangschou die britischen Schiffgeschütze, die auf Booten mitgeführt worden waren, ausgeladen, und die Befehls-haber beschloßen, am 15. August Peking anzunehmen, nachdem am 14. das Gros — etwa 15.000 Mann — auf der Höhe der Vorpostenlinie aufmarchiert war. Vom Feinde war nichts zu bemerken. Am 13. August fiel heftiger Regen. In der Nacht wurde aus der Stadt hartes Schießen vernommen, und nun ging das Expeditionskorps sofort von Osten zum Angriff vor, Muffen und Japaner nördlich des Tchangschoukanals, Engländer und Amerikaner südlich des Kanals. Die Japaner fochten an den beiden Ostthoren der Tatarenstadt (Tsching- und Tchangschou) auf heftigen Widerstand, sie mußten den ganzen Tag über das Thor beschließen und konnten erst am Morgen des 15. in die Stadt eindringen. Die Muffen hatten bereits am 13. mittags begonnen, das Tchangschou, das Vorhöfchen der Gärtenstadt, durch das der Tathungkanal in die Stadt fließt, zu beschießen, hatten am 14. früh 2 Uhr die Mauer erlitten, konnten aber nicht weiter vorbringen, da sie auf dem Wallen befestigt am Observatorium auf dem Schwall, starken Widerstand zu überwinden hatten. Jedoch war die russische Fahne die erste, die von den Mauern wehte. Mittlerweile waren die Briten, die in einem Glanz auf Tchangschou anmarschiert waren, ohne auf Widerstand zu stoßen, durch das östliche Ostthor der Gärtenstadt (Tsching-kanal) eingedrungen und trafen am 14. d. um 3 Uhr morgens vor dem Ostthor der Tatarenstadt ein. Die Mauer an diesem Thor hatten die Belgier (vermutlich die Deutschen) besetzt und von hier aus wurde die britische Geschütze abends besetzt und eingelassen. Um 5 Uhr morgens trafen dort auch die Amerikaner ein, die, wie es scheint, durch das Ostthor der Gärtenstadt (Schuhthor) einmarschiert waren. Am 14. abends besetzten dann die Amerikaner das südliche Mittel- und Hauptthor der Tatarenstadt, das Tschingthor. Inzwischen waren auch Muffen und Japaner in Peking eingedrungen, füllten die Straßen und gingen am 15. August, die Japaner von Norden, die Amerikaner von Süden, zum Angriff auf die kaiserliche Stadt vor. Nach starken Verlusten brangen die Verbände in die kaiserliche Stadt ein und schickten sich an, die verbotene oder verurtheilte, in der die Paläste des Kaisers liegen, zu säubern, am Nachmittag jedoch beschloß der Kriegsrat der Befehlshaber, die verbotene Stadt, also den kaiserlichen Palast selbst, zu verlassen.

Nachdem die letzten Kämpfe vor und um Peking liegt noch ein Telegramm des französischen Generals Frey vor, in dem er mitteilt, er habe sich am 16. d. zusammen mit den Muffen des Tschingthor-Lagers begeben, das von einer starken Mannschicht besetzt wurde. Frey

Der „Altis“ (Kapitän Laus) mit den Schusspuren der chinesischen Granaten.



nahm Johann mit Hilfe eines Bataillons Japaner das Sibao-Thor nach lang dauerndem Widerstande und entsetzte den Peitang. Der ganze Teil Pekings zwischen der Marmorbrücke, dem kaiserlichen Palast und dem Peitang war voll von Verletzungen, die zahlreiche Chinesen hartnäckig verteidigten. Frey hatte den ganzen Tag einen sehr anstrengenden Straßenkampf zu bestehen. Der französische Gelände- und das Personal der französischen Geländekräfte folgten Frey überall. Nach sehr heftigen Kämpfen besetzte die Kolonne den „Kohlenberg“.

gestoßen und Pulver ohne Widerstand besetzt habe. Das Geschloß, in dem er sich vertheiderte, sei dieses Aufschloß, und da es für jetzt nicht wichtig genug sei, weiter nordwärts vorzurücken, kehren ihre Truppen nach Pretoria zurück. *General de Wet ist mit einer kleinen Streitmacht in der Nähe von Heilbron, also wieder im Norden des Orangebaats, erschienen. Es verlautet, daß Steyn sich mit Krüger vereinigt habe. Die Boeren in Pretoria erklären angeblich, Peiho werde den Engländern noch einmal widerstand leisten und damit den Krieg beendigen. Steyn und Krüger beschließen das Land über die Delagoa-Bai zu verlassen.

Oesterreich-Ungarn.
*König Carol von Rumänien ist am Dienstag in Wien eingetroffen, hat dort den Minister des Auswärtigen, Grafen Goluchowski empfangen, und ist dann zum Besuche des Kaisers Franz Joseph nach Pest gereist.
*Die Budapest Polizei verhaftete einen 40-jährigen, in Verbindung mit dem berühmten Schuhmachermeister namens Guilleppe Tomasio, der ein Komplize Luchensis war. Er ist jene Person, die trapp vor der Ermordung der Königin Elisabeth mit Knöcheln gefesselt wurde und nicht ausfindig gemacht werden konnte. Seit der Ermordung der Kaiserin wollte er unter dem falschen Namen „Joseph Gres“ in Budapest.

Politische Rundschau.
Der Voyer-Auffstand in China.
*Während von kriegerischen Ereignissen nichts Neues gemeldet wird, haben die Voyervereine sich des letzten „Sung“-Zichang nicht verlassen, bis die Regierung ihnen die Unterhandlungsgewinnung wolle. Es ist in Verbindung mit der Stadt die gleiche Haltung, weißlicher. Prinz Tuan vertritt auf diesen und läßt Vertreter in Muffen der kaiserlichen eigentlichen Antikaiserliche: er habe die Kaiser überreden gewußt.
*Die Japaner haben den gehörigen großen Anteil an Truppen gelandet, die gemeine Bevölkerung bereits schon während des letzten Jahres in die Muffen von Norden. Demals erhoben sich die Deutschen, erlöseten und Deutschland erlöseten.
*Um die Bezahlung der sich abspielenden, die Gelände erlöseten die zu sichern, beschloß die Regierung, den Muffen der Muffen, sich der Muffen der Muffen, und deren internationalen Beziehungen.

Deutschland.
*Der für den Herbst geplante Jagd-ausflug des Kaisers nach Schweden ist aufgegeben worden, da in dem Jagdrevier des Westen Thier der Wildbestand in diesem Verhältnis zu gering ist.
*Der für den Herbst geplante Jagd-ausflug des Kaisers nach Schweden ist aufgegeben worden, da in dem Jagdrevier des Westen Thier der Wildbestand in diesem Verhältnis zu gering ist.

Frankreich.
*Die Unterdrückung der Affäre wegen des Attentats auf den Kaiser ist nun abgeschlossen. Das Ergebnis ist die Verurteilung Saltons für die Verurteilung des Attentats auf den Kaiser. Saltons wurde zum Tode verurteilt, während die anderen Beteiligten freigesprochen wurden.
Italien.
*Der Königsminister Trevisani ist am Mittwoch von dem Gesundheitsminister in Mailand nach kurzer Verhandlung zu lebenslänglicher Kerkerhaft verurteilt worden.
Holland.
*Zur Verlobung der Königin von Holland schreibt das „Deutsche Reichsblatt“ in den „Neuen Nachrichten“, es ist ein öffentliches Geheimnis, daß am 31. August, dem Geburtstag der Königin Wilhelmina, die Verlobung der Königin mit dem Prinzen Friedrich von Mecklenburg als den Ausserwählten der Königin.

Von afrikanischen * * *
*Ein größerer Kampf zwischen den Boeren und den Deutschen in der Nähe von Pretoria, hat die Boeren gegen die Deutschen gewonnen. Die Boeren haben die Deutschen in der Nähe von Pretoria, hat die Boeren gegen die Deutschen gewonnen.
*Von anderen Teilen der Welt liegen folgende Berichte vor: In der Nähe von Pretoria, hat die Boeren gegen die Deutschen gewonnen. Die Boeren haben die Deutschen in der Nähe von Pretoria, hat die Boeren gegen die Deutschen gewonnen.

Deutschland.
*Der für den Herbst geplante Jagd-ausflug des Kaisers nach Schweden ist aufgegeben worden, da in dem Jagdrevier des Westen Thier der Wildbestand in diesem Verhältnis zu gering ist.
*Der für den Herbst geplante Jagd-ausflug des Kaisers nach Schweden ist aufgegeben worden, da in dem Jagdrevier des Westen Thier der Wildbestand in diesem Verhältnis zu gering ist.

Frankreich.
*Die Unterdrückung der Affäre wegen des Attentats auf den Kaiser ist nun abgeschlossen. Das Ergebnis ist die Verurteilung Saltons für die Verurteilung des Attentats auf den Kaiser. Saltons wurde zum Tode verurteilt, während die anderen Beteiligten freigesprochen wurden.
Italien.
*Der Königsminister Trevisani ist am Mittwoch von dem Gesundheitsminister in Mailand nach kurzer Verhandlung zu lebenslänglicher Kerkerhaft verurteilt worden.
Holland.
*Zur Verlobung der Königin von Holland schreibt das „Deutsche Reichsblatt“ in den „Neuen Nachrichten“, es ist ein öffentliches Geheimnis, daß am 31. August, dem Geburtstag der Königin Wilhelmina, die Verlobung der Königin mit dem Prinzen Friedrich von Mecklenburg als den Ausserwählten der Königin.



Nachdem die letzten Kämpfe vor und um Peking liegt noch ein Telegramm des französischen Generals Frey vor, in dem er mitteilt, er habe sich am 16. d. zusammen mit den Muffen des Tschingthor-Lagers begeben, das von einer starken Mannschicht besetzt wurde. Frey

hiesigen Verhandlungen in dieser Sache sind daran geteilt, daß der Militär-Rat einen Kaufpreis von 12 Millionen fordert, während die Stadt nicht über 5 Millionen Mark hinausgehen will.

Russland.
*Zu Paris geht das Gerücht von dem Aus-

Vertical text on the left edge of the page, likely from the reverse side or a binding artifact.

CHIT DIE SAUSSTERN

